

Om Lahali beim  
Staken. Vom alten  
Nomaden hat die  
Frau aus Düssel-  
dorf vieles gelernt



# Schätze aus de

Acht Monate lebt Milda Drüke unter Seenom



# Reich der Armen

Diese Menschen besitzen nichts, aber haben alles: Freiheit, Würde und das Meer

## Der alte Mann ist so frei, so vergnügt. Er lässt sich gar nichts vorschreiben

**Z**eit ist Geld und beides „nicht so wichtig“. Nicht mehr. Kein leeres Gerede, die Frau lebt, was sie sagt. Milda Drücke trägt keine Uhr. Ihre gemütliche Dachwohnung in Düsseldorf ist frei von Prestige-Objekten und Konsum-Tand, Bücher stehen herum, Regale gibt es nicht. Das Leben der 53-Jährigen scheint in der Tat „stark beeinflusst“ von jenen acht Monaten in einer anderen Welt. Sie war allein im Reich der Armen. Unter denen, die sich mit Nichts zufriedengeben. Bei scheuen Menschen, „die einfach sind, aber nicht simpel“. Milda Drücke hat unter Seenomaden in Indonesien gelebt. „Niemand geht von dort weg, ohne sehr, sehr tiefe Eindrücke mitzunehmen“, sagt sie. „Das lässt einen nicht wieder los.“

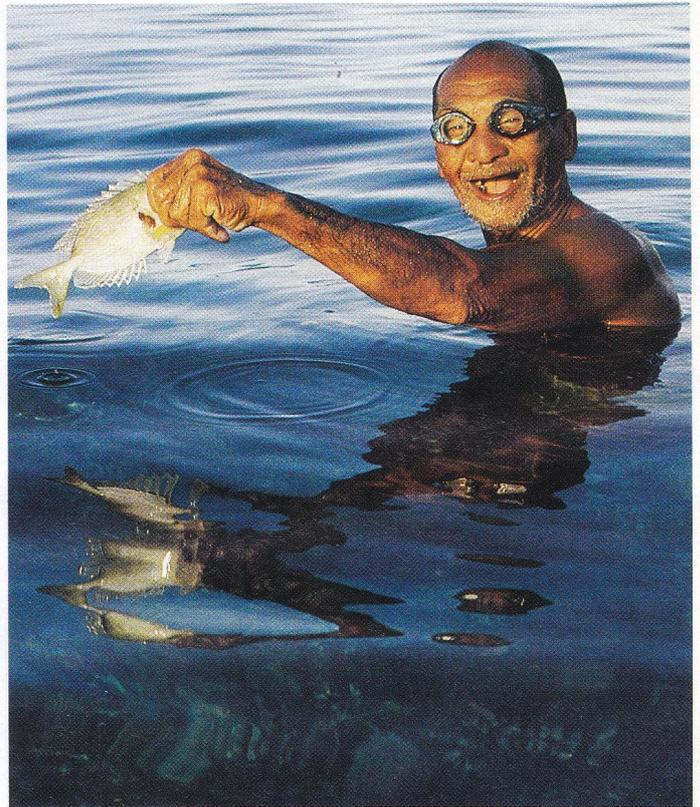
Die Geschichte beginnt in den Bergen. Im Sommer 1985, als Zeit noch Geld und beides sehr bedeutend ist, muss die Chefin der Firma Photo-Management zu einem Shooting in die Walliser Alpen. Milda Drücke produziert Aufnahmen für eine Zigarettenreklame. Aus dem Hubschrauber blickt sie auf die majestätischen Gletscher hinab. „Das Erhabene entwaffnete mich“, sagt sie. Der Moment ist ein Initial. Sie stellt sich Sinnfragen: Was will ich eigentlich? Und was bin ich?

Diese Fragen beschäftigen, stören und irritieren sie. Dieses Grübeln bereitet den Boden für eine Entscheidung im Jahr darauf. Als ihr damaliger Freund ihr vorschlägt, um die Welt zu segeln, sagt sie sofort ja. Bekannte halten sie für verrückt, als sie ihre erfolgreiche Firma verkauft. Sie antwortet voller Überzeugung: „Das Meer ist das Richtige für mich.“

Mit der zwölf Meter langen Stahlslup „African Queen“ sticht Milda Drücke im Sommer in La Rochelle in See. Über vier Jahre erlebt sie die Weite des Ozeans. Wenn es um dieses Thema geht, wird ihre Stimme noch lebendiger, die Augen leuchten vor Freude. „Das Meer ist in ständiger Wandlung begriffen, und wenn Sie einmal vier Jahre dort verbracht haben, wissen Sie im schlimmsten Sturm, dass die See auch wieder glatt wird. Plötzlich spüren Sie, dass das Leben auch so ist: immer in Bewegung, fließend, nicht starr. Die Grenzen sind nur im Kopf.“

**N**ach der Rückkehr in die Heimat bedrücken sie die Grenzen der Stadt und der Zivilisation, Milda Drücke kommt sich vor „wie in einem Gefängnis“. Obwohl sie dieses Leben wieder schätzen lernt, zieht es sie häufig in die Ferne. Inzwischen Fotografin und Journalistin, reist sie von den Anden zum Himalaja, ist im Indischen und Pazifischen Ozean unterwegs, segelt im Mittelmeer und ums Kap der Guten Hoffnung. Wie elektrisiert ist die Weitgereiste, als sie eines Tages von den Bajos hört, einem kleinen Volk von ein paar tausend Menschen, das zwischen den Inseln Indonesiens in Booten auf dem Wasser lebt.

Sie brennt darauf, diese Leute kennen zu lernen, und macht sich nach einem Crash-Kurs in Indonesisch auf den Weg. Die Suche verläuft zunächst enttäuschend: Niemand weiß, wo sich die Nomaden aufhalten. Es scheint sie nicht zu geben. Zum ers-



**Mit 80 Jahren noch topfit: Der alte Bajo hat einen Fisch harpuniert**

ten Mal verlässt sie der Mut. Wie soll sie zwischen den über 17 500 Inseln unter 200 Millionen Einwohnern die kleine Schar der segelnden Heimatlosen finden?

Dann trifft sie Ibu Pilo vom Stamm der Bajos. Ein Zufall. „Sie fürchten sich an Land“, sagt Milda Drücke. „Sie glauben, dass dort Krankheiten und Geister leben.“ Deshalb verlassen sie nur ihr Element, wenn es unbedingt sein muss, wenn sie Trinkwasser und Brennholz besorgen oder Segurken gegen Zucker, Kaffee und Zigaretten tauschen. Die Fremde fasst sich ein Herz und fragt die Frau, ob sie eine Weile mit ihnen leben darf. Einen Moment schaut diese ihr ins Gesicht, dann lächelt sie. „Ja.“

Die Begegnung mit Ibu Pilo (Ibu = Mutter), ihrem Mann Pak Lopang (Pak = Vater) und dem fünfjährigen Sohn Ulo erweist sich als Glücksfall. Von Anfang an verbindet sie bei aller Fremdheit ein Gefühl von Zuneigung und Neugier. Das erleichtert das Leben auf dem kleinen Ausleger-Segelboot, sope genannt. Diese Boote haben kein Vorsegel. An einem unverstärkten Mast ist ein Lateinersegel geriggt, dessen Unterliek mit einer Bambusspiere gestreckt ist. Es wird über die Großschot vom Heck aus gefahren. „Hoch am Wind segeln kann man mit den Booten zwar kaum, aber kreuzen geht schon“, sagt Milda Drücke. ▷

## Bajos teilen alles. Sie kennen kein Eigentum und wollen auch keines



**Kleines Zubrot: gehälterte Zackenbarsche für Hongkong**

Auf diesen Gefährten spielt sich fast das gesamte Leben ab. Nicht einmal bei Sturm verkriechen sich die Bajos an Land. „Sie merken schon an der Beschaffenheit des Himmels und der Luftfeuchtigkeit, dass schlechtes Wetter droht“, sagt Drüke. Dann verstecken sie sich auf ihren Booten in den Mangroven. Falls sie dennoch überrascht werden, kommt es gelegentlich vor, dass Boote kentern. Das kostet die gesamte Habe: Wok, Kerosinlampe, Zucker, Kaffee. Wobei Habe nicht Eigentum bedeutet – das kennen die Bajos nicht. Sie teilen alles.

Wenn solche Luxusartikel beschafft werden müssen, fangen die Bajos ein paar Fische oder Seegurken mehr, als sie essen wollen, und verkaufen sie. Nie legen sie größere Vorräte an. „Außer der Nahrungs- und Trinkwassersuche gibt es kein Programm für den Tag“, sagt Milda Drüke, „sie leben ganz in der Gegenwart. Sie haben nicht den Wunsch, mehr zu besitzen, lieben es, mobil zu sein und frei zu entscheiden.“

Ein freies, aber hartes Dasein. Sago, frischer Fisch, Kokosnüsse, Seegrass und Muscheln stehen an guten Tagen auf dem Speisezettel, gelegentlich eine Banane. Gekocht wird im Heck der sope, auf einer sandgefüllten Schüssel mit Holzscheiten, in der drei Korallenblöcke einen Topf halten. An schlechten Ta-

gen gibt es nur Sago oder auch gar nichts zu essen. Und Süßwasser ist knapp.

Trotz aller Entbehrungen empfindet Milda Drüke das Leben der Bajos keineswegs als arm. Sie bringt es zwar nicht über sich, Sandwürmer zu verzehren, quält sich aber keine Minute „mit der Vorstellung des Menüs bei meinem Lieblings-Italiener. Ich habe nie gedacht: Wärst du doch in Düsseldorf geblieben.“

Dennoch braucht es ein wenig, bis die zierliche Frau mit den beengten Verhältnissen auf der sope klarkommt. Dass sie etwa beim Verrichten der Notdurft Zuschauer hat, ist hier normal, es gilt sogar als Zeichen des Beistands. Auch der Ekel über die Angewohnheit der Bajos, ohne Taschentuch zu schnäuzen, legt sich rasch. „Die finden es umgekehrt auch eklig, dass ich ein Taschentuch benutze und die ganze Zeit den Schmutz aus der Nase bei mir trage“, sagt sie augenzwinkernd. Keinerlei Reibereien stören das Zusammenleben an Bord, nur einmal, in einer besonders schönen Mondnacht, geht sie allein an Land. An Land! Wo das Unheil wohnt. Sie wird ernsthaft belehrt.

Was hierzulande als Aberglaube belächelt wird, ist für die Bajos unbestrittene Wahrheit. Als der kleine Ulo über mehrere Tage hohes Fieber hat, das nicht sinken will, paddeln die Eltern eilig zu Pak Rumi, einem Schamanen, der ihn mit rituellen Handlungen „von einem bösen Geist befreit“. Am nächsten Tag sitzt Ulo vergnügt mit anderen Kindern auf einer Leiter und baumelt mit den Beinen im Wasser. Milda Drüke staunt und hätte gern mehr erfahren von den geheimen Kräften Pak Rumis. „Es sind die Geister der Menschen an Land, die uns das Leben schwer machen“, sagt der Schamane. „Wir mögen uns nicht, deshalb ärgern sie uns und wollen uns schaden.“

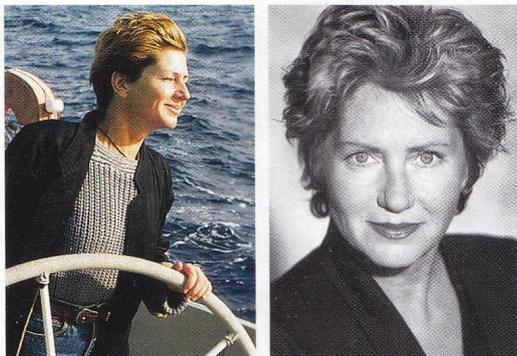
Die gegenseitige Abneigung von Sesshaften und Bajos hat ihre Ursache vermutlich darin, dass das Volk wahrscheinlich einst von Eindringlingen aufs Meer vertrieben wurde. Portugiesische Seefahrer haben im 16. Jahrhundert zum ersten Mal Menschen auf Hausbooten in der Inselwelt Südostasiens gesichtet, Forscher vermuten den Ursprung der Seenomaden an der Südspitze Malaysias. So genau weiß das aber auch heute noch niemand.

Derzeit äußert sich der Konflikt in der Besetzung vieler Buchten durch australische und japanische Perlenzüchter. Sie nehmen den Bajos ihr Revier und schneiden ihnen den Zugang zum Wasser und den Fluchtweg in die Mangroven ab. Zudem hat die zunehmende Dynamit-Fischerei zahlreiche Riffe zerstört, der gesamte Lebensraum der Seenomaden ist gefährdet. Viele Bajos haben von den Perlenzüchtern Außenbordmotoren geschenkt bekommen, was zwar bequem ist, aber den Zwang nach sich zieht, Geld für Benzin aufzutreiben. „Die nomadische Kultur verschwindet langsam“, sagt Milda Drüke, und ihre meergrünen Augen wirken plötzlich traurig, „aber schließlich kaufen wir ja auch, was uns neu und begehrenswert erscheint, da kann ich das nicht verurteilen.“

▷

## Heiraten? Sie überlegt seit Jahren

Om Lahali würde das nicht im Traum einfallen. Niemals. Der große alte Seenomade, von dem alle nur mit äußerstem Respekt sprechen, wurde auf einem Boot geboren, hat noch nie einen überdachten Raum betreten und fühlt sich selbst in der Regenzeit nur auf See wohl, die ihm seit je alles ist: Nahrungslieferant und Wohnort, Waschstelle,



**Zwischen zwei Welten: Autorin Milda Drüke auf Mittelmeertörn und im Studio-Porträt**

Toilette und Abfalleimer. „Om Lahali lässt sich nichts vorschreiben“, erzählt ein Bajo, „er macht, was er will, segelt, wohin er will. Du kennst die Delfine, so ist er, so frei, so vergnügt.“

Bei der ersten Begegnung würdigt er Milda Drüke keines Blicks. Beim nächsten Mal schaut er sie scheu aus verschmitzten Augen an. Und stellt drei Fragen: „Kannst du schwimmen? Isst du Fisch? Isst du Sago?“ Als sie alle mit ja beantwortet, ist die Sache besiegelt: Om Lahali nimmt sie mit auf seine sope.

Der 80-Jährige erweist sich wie kein anderer als „orang laut“, als Mensch des Meeres. Er scheint Kiemen zu haben, so lange taucht er mit der Harpune Zackenbarschen, Papageifischen und Oktopussen hinterher, die er auf einem offenen Feuer an Bord zubereitet. Nach der Mahlzeit sagt er: „Ich habe gegessen, getrunken, ich bin satt. Etwas anderes wünsche ich mir nicht.“

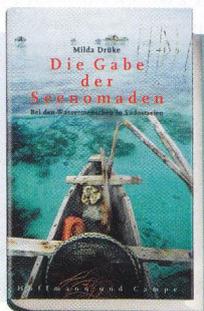
Mit einmaliger Leichtigkeit hält Om Lahali seine sope auf Kurs: Locker hängt ein Fuß aus dem Boot und bedient ein Seitenruder, eine Hand bedient das andere. Ein kleines nachgeschlepptes Arbeitsboot enthält Harpunen und Speere. Fischen, staken, segeln, all das bewältigt er mühelos, oft singt er dazu noch seine Lieder, die vom Wegsegeln und Ankommen erzählen, und von Hajija, seiner Liebe. Als der Vulkan auf Lalalu ausgebrochen ist, das war 1981, hat er sie gefragt, ob sie ihn heiraten will. „Sie überlegt noch“, sagt er, „sie überlegt, aber sie tut es nicht. Deshalb denke ich gern an sie.“

Milda Drüke sagt, sie sei Om Lahali „dankbar, dass ich einen Augenblick lang erfahren habe, wie Freiheit sich anfühlt“. Sie bemühe sich seitdem, „Menschen nicht mehr zu bewerten“ und habe begriffen, „dass Freiheit nicht heißt, um die Welt zu segeln, sondern eine Haltung ist, eine Entscheidung. Freiheit bedeutet Würde.“

Sie blickt aus einem Fenster ihrer Wohnung über die Dächer hinweg. „Dieser Himmel“, sagt sie, „ist jetzt mein Meer.“ Es lässt sie nicht los.

*Martina Bicher*

**Milda Drükes Buch „Die Gabe der Seenomaden“ wurde bei Hoffmann und Campe verlegt. 304 Seiten, 21,90 Euro**



**Besonders ganz persönliche Einzelstücke.**

**Porsche Exclusive. Die höchste Form der Individualisierung.**

Mehr erfahren Sie unter

Tel. 01805 356 - 911,

Fax 01805 356 - 912,

[www.porsche.com](http://www.porsche.com) oder bei

Ihrem Porsche Zentrum.



**PORSCHE**

